

Die Privatkasse

Autor(en): **Nagy, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Privatkasse

HUMORESKE VON LUDWIG NAGY

Einzig berechnete Uebersetzung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein

Die Privatkasse, von der ich erzählen will, ist meine linke Westentasche. Privat nenne ich sie deshalb, weil sie nicht den allgemeinen Angelegenheiten dient, — zum Beispiel der Ernährung der Familie, also einer Zelle der Nation — sondern meinen persönlichen kleinen Vergnügungen. Diese Vergnügungen sind folgender Art: Wenn ich schon zehn Kilometer zu Fuß gegangen bin, so fahre ich die restlichen fünf Kilometer mit der Elektrischen nach Hause. Mit der Elektrischen — wie ein Graf. Oder: wenn ich schon fünf- oder sechsmal Höhen von vier bis fünf Stockwerken erklimmen habe, so lasse ich mich ins nächste fünfte Stockwerk mit dem Lift hinaufbringen. Eventuell rauche ich nach einer Menge billiger und selbstgedrehter Zigaretten eine bessere «Stambul», oder aber ich esse eine Blutorange.

Die Privatkasse ist also eine sehr magere Kasse, es klumpert in ihr höchstens zwei bis drei Pengö; die Privatkasse ist eine diskrete Privatangelegenheit, von der meine Frau nichts weiß. Ich bin ein treuer und pflichtbewußter Gatte, was keines Beweises bedarf; müßte ich aber meine diesbezügliche Beschaffenheit beweisen, so kann ich mich unter anderem auch auf die erwähnte Privatkasse berufen. Denn gerade die Tatsache, daß ich so lächerlich kleine Summen von meiner Frau verheimliche und daß meine Vergnügungen derart sind wie ich berichtet habe, beweist meine Treue und mein Pflichtgefühl.

Die sündhafte Privatkasse brauche ich jedoch unbedingt. Denn meine Frau zur Anerkennung der oben aufgezählten Vergnügungen zu bewegen, wäre ein hoffnungsloser Versuch. An ihrer unerbittlichen geraden Logik müßte mein krummes Denken stets Schiffbruch erleiden. «Teile dir deine Wege so ein, daß die letzte zu erledigende Angelegenheit stets jene sei, die unserer Wohnung am nächsten liegt, und dann kannst du immer zu Fuß nach Hause kommen. Oder: «Geh' die Treppen langsam hinauf und halte bei jedem Stockwerk eine kurze Zeit Rast; handelst du danach, so strengt dich das Treppensteigen nicht mehr an als ein Spaziergang auf dem Bürgersteig.» Oder: «Wenn man viele schlechte Zigaretten geraucht hat, so kann das wirklich kein Grund sein, auch noch eine gute zu rauchen; im Gegenteil: auf ein oder zwei gute Zigaretten hat nur der ein Recht, wer — um sich dieses Anrecht zu erwerben — sieben bis acht schlechte weniger geraucht hat, als er sonst geraucht haben würde.»

Meine Frau weiß also von der Privatkasse nichts, kann von ihr auch nichts wissen, scheint aber immerhin einen gewissen Verdacht zu hegen. Denn man verrät sich ja doch bisweilen. Einmal zum Beispiel vergaß ich abends den Inhalt der Privatkasse aus der linken Westentasche herauszunehmen und zu dem übrigen Geschäftsgeld hinzuzutun. «Was ist der Pengö in deiner Westentasche?» fragte mich morgens meine Frau, mit argwöhnischem Blick. Ich erinnere mich nicht mehr recht, mit welchem Gestammel ich mich herausgewunden habe. Das heißt: eben fällt es mir ein; ich habe mich eigentlich nicht herausgewunden, sondern höchstens die Privatkasse nicht verraten, indem ich sagte, jemand hätte mir falsch, um einen Pengö zu viel, herausgegeben, und ich hätte diesen Pengö für sie, meine Frau, beiseitegelegt. «Ich habe mir ihn schon genommen», auf diese Art setzte sie mich von ihrer raschen und selbständigen Handlung in Kenntnis.

Ein andermal fiel ihr an mir der Geruch der heimlich verzehrten Orange auf. «Du hast eine Orange gegessen?» — «Ja.» — «Wo hast du sie gekauft?» — «Ich habe sie geschenkt bekommen.» — «Von wem?» — «Von Kelemen.» — «Wer ist Kelemen?»

Aber auch der Zwischenfall mit der Orange wurde irgendwie beigelegt.

Dann entstand wiederum im Zusammenhang mit den Stambulzigaretten eine kleine Komplikation. Ich kaufte mir zwei Stambulzigaretten, die eine rauchte ich, die andere hob ich mir für später auf, aber so, daß ich sie zwischen die billigen Zigaretten steckte. Zu Hause, nach dem Abendessen, zündete ich mir eine billige an. «Ich möchte heute ausnahmsweise auch einmal rauchen», sagte meine Frau unerwartet. Sie griff ins Zigarettenetui und zog ausgerechnet die Stambul heraus. Diese Angelegenheit wurde nicht mehr ganz glatt geregelt. «Du rauchst so teure Zigaretten!?» In dieser Nacht haben wir kaum einige Stunden geschlafen.

Von nun an hielt mich meine Frau unter noch schärferer Kontrolle. Ich mußte über jeden meiner Wege, über jede Einnahme und Ausgabe bis auf den Heller Rechenschaft ablegen. Einen Posten von fünf Pengö jedoch konnte ich auf keinerlei Weise verrechnen, weil ich ihn bereits früher bei Lebovics und Propper (Rá-

kóczy-Weg 20) kassiert, in der Privatkasse versenkt und aus dieser allmählich ausgegeben hatte.

«Was ist mit den fünf Pengö, die du von Lebovics und Propper zu bekommen hast?» fragte meine Frau.

«Wenn ich dort vorbeikomme, werde ich das Geld holen.»

Meine Frau sah mich erstaunt an.

«Du warst doch heute in der Gegend. Rákóczy-Weg 20 und 22 liegen meines Wissens nebeneinander.»

«Siehst du, da hast du recht. Aber Lebovics und Propper sind mir nicht eingefallen.»

«Sie sind dir nicht eingefallen? Sie stehen doch auf deinem Terminkalender!»

Schrecklich! Das war wirklich schrecklich. Diese fünf Pengö müßte ich irgendwoher ersetzen. Es sei denn, meine Frau wird sie vergessen, was jedoch ausgeschlossen war. Irgendwoher, von irgendwelchen andern Geldern müßte ich sie forntnehmen, das eine Loch mit einem andern zustopfen, sonst würde ich das Ende der Vorwürfe nicht erleben.

«Schau auch zu Lebovics und Propper hinein», ermahnte meine Frau mich am nächsten Morgen, als ich im Fortgehen begriffen war.

Und abends:

«Warst du bei Lebovics und Propper?»

«Nein.»

«Und warum nicht?»

«Ich habe vergessen.»

Damals habe ich es «vergessen»; dann lag es «abseits von meinem Weg»; und später war «der Geschäftsführer nicht anwesend».

«Sag, mein Freund, hast du das Geld nicht schon längst behoben? Und für dich verbraucht?»

«Wie kannst du nur so etwas annehmen!»

Meine Frau sah mich lange an, als überlegte sie.

«Gestehe es doch ein. Ich werde es dir nicht nachtragen. Will nur nicht, daß du mich anlügst.»

«Also, ich habe das Geld nicht behoben, werde es nächstens holen. Ich möchte nur, daß du mich damit nicht länger quälst.»

«Gut», sagte sie mit seltsamer Sanftmut.

Als ob alles in Ordnung gewesen wäre. Und doch war nichts in Ordnung. Denn wir hatten die qualvolle Angelegenheit nur hinausgeschoben, aber sie würde einmal erledigt werden müssen. Das war peinlich. Doch war auch peinlich, daß ich die Privatkasse immer mehr brauchten und es immer schwerer und schwerer sein würde, sie zu füllen. Es ist also verständlich, daß mein ganzes Seelenleben sich um die Privatkasse zu drehen begann. Jede meiner Sorgen galt der Privatkasse, meine besonders drückende Sorge aber waren die fünf Pengö. Selbst bei Tag träumte ich von Geld, ich hatte richtiggehende Visionen. Auf der Straße betrachtete ich während des Gehens den Boden: vielleicht finde ich fünf Pengö, oder auch mehr. Müßte ich irgendwo warten, so arbeitete ich Programme, Lebenspläne aus: was würde

ich tun, wenn ich zu zehntausend, was, wenn ich zu hunderttausend Pengö käme; wie würde ich leben, wenn ich fünfmalhunderttausend, wie, wenn ich eine Million Pengö hätte? Mochte welche Eventualität auch immer eintreten, ich werde vor allem die Angelegenheit der fünf Pengö und der Privatkasse überhaupt regeln. Endgültig regeln. Denn ich werde keine Ruhe mehr haben, ehe ich eine Million besitze. Bis dorthin werde ich ununterbrochen unter Kontrolle stehen, und wenn ich zwei bessere Zigaretten rauche, klatschen auf mich schon die Vorwürfe nieder, schweben mir schon die Seufzer entgegen, daß das Leben sich nicht lohne, und bisweilen muß ich auch einen Weinkrampf meiner Frau ertragen. Bis dorthin muß ich rettungslos durch die Welt gehen wie ein Verbrecher, ein Dieb, ein Defraudant, — der sein eigenes Geld unterschlägt, andere Menschen zugrunderichtet, eine arme Frau ausplündert.

Soweit ist diese Geschichte real, fast alltäglich. Und an diesem Punkte schaltete sich das Wunder ein. Das Wunder, von dem ich träumte, das ich ersehnte, dessen ich harpte. Ich bekam einen Brief von Herrn Pierpont Morgan. Er wurde von einem Dienstmann gebracht, schlag zwölf Uhr. Herr Morgan teilte mir mit, er wolle augenblicklich in Budapest, incognito. Er war gekommen, um mir persönlich eine Million Dollar zu übergeben. Das wäre schon längst seine Absicht gewesen, doch hätte er meine Adresse nicht gekannt. Er hätte sie nun mit großer Mühe in Erfahrung gebracht und bäte mich jetzt brieflich, ich möge ihn bereits am Nachmittag aufsuchen, um drei Uhr, in Ofen, im Café Elisabethbrücke.

Ich war gerettet! Ich atmete auf. Die Erlösung war da, zumindest was meine Person betraf, aber diese um so gründlicher. Auch meine Frau las den Brief. Anfangs konnte sie die Sache nicht glauben, hielt das Ganze für einen plumpen Scherz, wie sich ihn bisweilen gute Freunde mit uns erlauben. Dann jedoch wurde sie von der Seltsamkeit des Falles — so etwas läßt sich ja gar nicht erfinden! — aber auch von der Qualität des Briefpapiers, von dem Namensaufdruck, von der ganzen Aufmachung überzeugt. Es handelte sich in der Tat um eine Million Dollar, die ich bekommen würde. Nun, was soll ich sagen? Sie war glücklich. Gott sei Dank.

«Geh rechtzeitig los! Schon um halb zwei, damit du nicht zu spät kommst», ermutigte sie mich. «Sei lieber du früher dort, damit er nicht auf dich warten muß.»

Ich aß überhaupt nicht zu Mittag, schritt im Zimmer auf und ab und konnte kaum erwarten, fortzugehen.

Und nun will ich von all dem, was noch geschehen ist, was noch hierher gehört, die Fortsetzung und das Ende dieses traurigen Falles ist, nur noch erzählen, daß ich zu dem Rendezvous mit Herrn Pierpont Morgan überhaupt nicht gegangen bin. Nein, ich bin nicht hingegangen. Und zwar deshalb nicht, weil mir auch die eine Million Dollar nicht mehr helfen konnte. Denn meine Frau sagte jetzt zu mir:

«Wie spät hast du?»

«Ein Viertel nach Eins.»

«Dann kannst du schon gehen. Wo befindet sich eigentlich das Kaffeehaus?»

«Genau am Ofter Ende der Elisabethbrücke.»

«Ausgezeichnet. Dann geh, mein Freund, zu Fuß über die Ringstraße bis zum Rákóczy-Weg, dann den Rákóczy-Weg hinunter und ... schau bei dieser Gelegenheit auch zu Lebovics und Propper hinein, weißt du, wegen der fünf Pengö. Es wäre schade, ihnen das Geld zu schenken ... Es gebührt dir ja. Denn sonst ... Oder hast du es vielleicht doch unterschlagen?!»

Elektrische Narkose bei Mensch und Tier

Ohne Zweifel vermag der elektrische Strom Lebewesen sowohl zu betäuben als auch zu töten. Daß es aber im Einzelfall oft sehr schwierig ist, den elektrischen Strom so zu dosieren, daß die gewünschte Wirkung eintritt, haben die allzubekanntem Mißerfolge mit dem «elektrischen Stuhl» in Amerika bewiesen. In medizinischen Kreisen hoffte man, in der Elektrizität ein bequemeres Narkosemittel gefunden zu haben; doch ist auch diese Erwartung noch verfrüht. Ein Gelehrter wollte sich selbst elektrisch betäuben lassen, um die Wirkung des Stromes am eigenen Leibe zu erproben; der wagemutige Forscher wurde zwar gelähmt aber nicht bewußtlos; er wollte ein Zeichen zum Einschalten stärkerer Ströme geben, vermochte aber nicht seinen Wunsch zu bekunden.

Tierärzte, Physiologen und Elektrotechniker arbeiten gegenwärtig daran, praktisch brauchbare Verfahren zur elektrischen Betäubung von Tieren zu entwickeln. Neben manchen Erfolgen bleiben noch Unklarheiten bestehen. — Wird ein Teich oder ein begrenzter Raum eines Flusses unter elektrische Spannung gesetzt, so werden die größeren Fische betäubt, die kleineren jedoch nicht.

Verblüffend wirkt die elektrische Betäubung von Schweinen, die jedoch oft nur ein Scheinerfolg ist; nachdem die Opfer beim Einschalten des Stromes prompt zu-

sammenbrechen, fangen sie nach vier bis fünf Sekunden an, die hinteren Gliedmaßen zu bewegen; bisweilen sollen sie sich im Brühkessel aufgerichtet und diesen als Schwimmbassin benutzt haben. — Bei vielen elektrisch betäubten Schlachtieren wurden schwere Knochenbrüche festgestellt, die sich durch Muskelkrämpfe erklären.

Norwegische Walfanggesellschaften organisieren Expeditionen zur Erprobung elektrischer Tötungsverfahren der größten Säugetiere. Bisher wurde eine mit einer Granate versehene Harpune in den Leib des Seeungeheuers abgefeuert, in dessen Inneren sie explodierte. Der Wal wurde auf diese Weise nicht sofort getötet, sondern gegählt; viele hundert Meter weit tobte der Totenkandidat durch die Flut, das Walboot nach sich ziehend. Oft zerriß dabei das Tau und die kostbare Beute sank unter, mit ihr ein großer Geldwert. Millionen gingen so verloren. — Die neue Harpune ist mit einer elektrischen Stromquelle verbunden und bewirkt, daß elektrische Ströme den Riesenleib des Wals durchfließen; die Folge ist die sofortige Betäubung und rasch nachfolgende Tötung. Elektrisch erlegte Wale bleiben im Gegensatz zu den von Granatharpunen getroffenen an der Oberfläche des Meeres. Das elektrische Verfahren bedeutet für die Walfanggesellschaften eine Riesenersparnis.

Org.

Sanatorium Kilchberg-Zürich

Individuelle Behandlung aller Formen von Psychofen u. Neurofen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphinum, Kokain usw. Malaria-Behandlung bei Paralyse. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie. 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser, geschlossene für Psychofen, offene für Erholungsbedürftige. · Prächtige Lage am Zürichsee, in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflug Gelegenheit. Physikalisches Institut (Medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Elektrotherapie, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) Behandlung organischer Nerven-Erkrankungen, Stoffwechselfstörungen, rheumatischer Leiden, Erschlaffungszustände etc. Diät- und Entfettungskuren. Eigene Abteilungen mit Terrassen für Bettlägerige. — Verlangen Sie Prospekte bei der Direktion. Telephon Zürich Nr. 914.171 und 914.172



ARZTLICHE LEITUNG: DR. H. HUBER, DR. J. FURRER · BESITZER: DR. E. HUBER-FREY